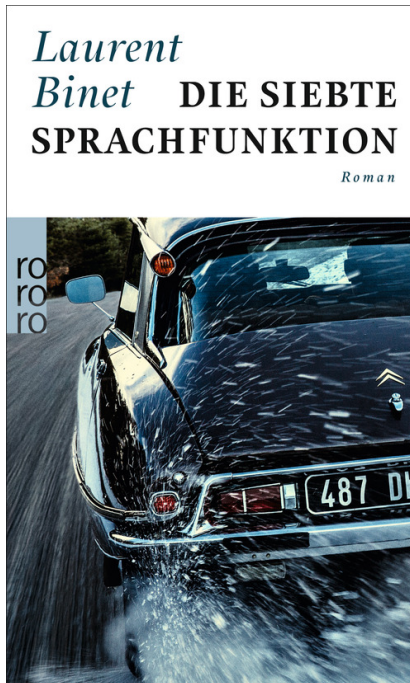


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27221-9

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Laurent Binet wurde 1972 in Paris geboren und hat in Prag Geschichte studiert. Heute lebt er in Paris. Sein erster Roman «HHhH» gewann 2010 den Prix Goncourt du Premier Roman und wurde von der *New York Times* zu den 100 besten Büchern des Jahres 2012 gewählt. Auch «Die siebte Sprachfunktion» war in Frankreich ein großer Bestseller und wurde mit dem Prix Interallié und dem Prix du Roman Fnac ausgezeichnet. Der Roman wurde in 20 Sprachen übersetzt.

«Eines der verrücktesten, gebildetsten, amüsantesten und faszinierendsten Bücher dieses Herbstes.» **Die Tagespost**

«Binet hat in einem gelenkig-federnden Stil ein literarisches Panoptikum aus der Zeit um 1980 vorgelegt. Und einen spannenden Krimi geschrieben.» **Die Welt**

«Der Leser als Detektiv. Er wird zum Spurenleser, Bedeutungsschnüffler. Und seine Beziehung zum Text ist nicht nur intellektuell, sondern auch eine erotische Beziehung zum Textkörper, die ‹Lust am Text›, wie Barthes sagen würde. Davon handelt dieses vergnügliche Lehrstück: wie man aus einem guten Happen Theorie eine faszinierende Erzählung machen kann.» **FAZ**

«Binet ist ein trickreicher und gerissener postmoderner Erzähler ... Amüsanter und zugleich treffsicherer lassen sich Sprechakttheorie, Dekonstruktion oder Jakobsons Sprachfunktionen kaum erklären.» **Die Presse**

Laurent Binet

Die siebte Sprachfunktion

Roman

Aus dem Französischen von Kristian Wachinger

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
«La septième fonction du langage»
bei Éditions Grasset & Fasquelle in Paris.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch
Verlag, Reinbek bei Hamburg, Juni 2018
Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg

«La septième fonction du langage» Copyright © 2015 by
Éditions Grasset & Fasquelle

Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke / Cordula
Schmidt, nach einem Entwurf von Anzinger und Rasp, München
Umschlagabbildung Laurent Nivalle
Satz aus der Janson Text, InDesign, bei Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 27221 9

Dolmetscher, Interpreten gibt es überall. Jeder spricht seine eigene Sprache, selbst wenn er eine Ahnung von der Sprache des anderen hat. Weit öffnet sich der Raum für seine Taschenspielertricks, und nie sieht er ganz von sich selber ab.

Derrida

[...]

Erster Teil

Paris

1

Das Leben ist kein Roman. Möchte man jedenfalls meinen. Roland Barthes kommt die Rue de la Bièvre herauf. Der bedeutendste Homme de lettres des zwanzigsten Jahrhunderts hat allen Grund, zutiefst beklommen zu sein. Seine Mutter ist gestorben, seine Mutter, zu der er ein sehr proustisches Verhältnis hatte. Und sein Seminar am Collège de France über «Die Vorbereitung des Romans» ist danebengegangen, er muss sich sein Versagen eingestehen: Die ganze Zeit hat er seinen Studenten von japanischen Haikus erzählt, von Fotografie, vom Unterschied zwischen Signifikant und Signifikat in der Semiotik, von der Pascal'schen Zerstreuung, von Kellnern, von Morgenmänteln und Hörsaalplätzen – nur nicht vom Roman. Und so geht das nun schon seit drei Jahren. Er weiß natürlich, dass das Seminar eigentlich ein Ausweichmanöver ist, dass er damit nur den Augenblick hinauszögert, wo er endlich ein literarisches Werk beginnen und dem hochsensiblen Schriftsteller Gerechtigkeit widerfahren lassen wird, der in ihm schlummert und der, nach allgemeiner Meinung, schon erste Knospen getrieben hat in den *Fragmenten einer Sprache der Liebe*, inzwischen ein Kultbuch der unter Fünfundzwanzigjährigen. Von Sainte-Beuve zu Proust – nun ist es an der Zeit, erwachsen zu werden und sich seinen Platz im Pantheon der Schriftsteller zu erobern. Maman ist tot: Seit *Am Nullpunkt der Literatur* ist sein Bündel geschnürt. Jetzt muss es losgehen.

Die Politik, okay, das kommt auch noch. Er ist nicht gerade Maoist geworden nach seiner Chinareise. Und ehrlich gesagt, das erwartet auch niemand von ihm.

Chateaubriand, La Rochefoucauld, Brecht, Racine, Robbe-Grillet, Michelet, Maman – wie ein Heranwachsender eben so liebt.

Ich frage mich, ob sie im Quartier Latin damals auch schon alle in diesen Outdoorklamotten rumliefen.

Noch eine Viertelstunde, und er ist des Todes.

Ich zweifle nicht daran, dass das Essen in der Rue des Blancs-Manteaux geschmeckt hat, man isst gut in diesen Kreisen. In den *Mythen des Alltags* dechiffriert Roland Barthes die heutigen Mythen, die die Bourgeoisie zum eigenen Glorienschein errichtet hat, und mit diesem Buch ist er berühmt geworden; in gewisser Weise verdankt er sein Vermögen also dem Bürgertum. Allerdings dem Kleinbürgertum. Der Großbürger, der dem Volk dienen will, ist ein sehr spezieller Fall und verdient genauere Betrachtung; man sollte einen Aufsatz darüber schreiben. Heute Abend? Warum nicht gleich? Ach nein, doch lieber vorher noch die Dias sortieren.

Roland Barthes beschleunigt den Schritt und nimmt nichts von seiner Umgebung wahr, er, der doch eigentlich der geborene Beobachter ist, er, dessen Beruf das genaue Hinsehen und das Dechiffrieren ist, er, der sein ganzes Leben damit verbracht hat, den Zeichen auf die Spur zu kommen. Tatsächlich sieht er weder die Bäume noch das Trottoir, weder die Schaufenster noch die Autos am Boulevard Saint-Germain, den er wie seine Westentasche kennt. Er ist nicht mehr in Japan. Er spürt nichts von der beißenden Kälte. Den Straßenlärm hört er kaum. Es ist sozusagen das Gegenteil des Höhlengleichnisses: Die Welt der Ideen, in der er sich eingeschlossen hat, verdunkelt ihm die wahrnehmbare Welt. Um sich herum sieht er nur Schatten.

Was ich hier herangezogen habe, um die sorgenvolle Haltung von Roland Barthes zu erklären, ist alles historisch belegt, aber ich möchte Ihnen erzählen, was sich tatsächlich zugetragen hat. Dass er an diesem Tag mit seinem Kopf woanders ist, liegt nicht allein am Tod seiner Mutter, auch nicht daran, dass er außerstande ist, einen Roman zu schreiben, und nicht einmal am – wie er erkennt: unrett-

bar – schwindenden Interesse der jungen Männer für ihn. Ich will nicht behaupten, dass er daran nicht dächte, mit Sicherheit hat er solche Zwangsneurosen. Aber heute ist da noch etwas anderes. Im abwesenden Blick des gedankenverlorenen Mannes könnte der aufmerksame Beobachter den Gemütszustand erkennen, von dem Barthes glaubte, er sei ihm fremd: Aufregung. Da sind nicht nur die Mutter, die Jungs und das Trugbild des Romans. Da ist auch sie wieder, die *libido sciendi*, der Wissensdurst, und im Gefolge davon der stolze Anspruch, das menschliche Wissen zu revolutionieren, ja vielleicht die Welt zu verändern. Fühlt sich Barthes, als er die Rue des Écoles überquert, wie Einstein beim Nachdenken über die Relativitätstheorie? Sicher ist nur, dass er nicht besonders aufmerksam ist. Keine hundert Meter sind es noch bis zu seinem Büro, da läuft er in einen Lieferwagen. Sein Leib erzeugt den typischen schrecklich dumpfen Laut von Fleisch gegen Karosserieblech und kugelt wie ein Bündel Lumpen über die Fahrbahn. Die Passanten erschrecken. An diesem Nachmittag des 25. Februar 1980 können sie nicht ahnen, was da gerade vor ihren Augen geschehen ist – logisch, denn die Welt weiß es bis heute nicht.

2

Die Semiotik ist ein Taschenspielertrick. Ferdinand de Saussure, der Begründer der Linguistik, hatte als Erster diese Eingebung. In seinen *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* regt er an, sich eine Wissenschaft vorzustellen, «welche das Leben der Zeichen im Rahmen des sozialen Lebens untersucht». Nichts weiter. Und die, die sich dieser Aufgabe unterziehen wollen, setzt er auf die Fährte: «Diese würde einen Teil der Sozialpsychologie bilden und infolgedessen einen Teil der allgemeinen Psychologie; wir werden sie Semiotik (von griechisch *sēmeîon*, «Zeichen») nennen. Sie würde uns lehren, worin die Zeichen bestehen und welche Gesetze sie regieren. Da sie noch nicht existiert, kann man nicht sagen, was sie sein wird. Aber sie hat Anspruch darauf, zu bestehen; ihre Stellung ist von vornherein bestimmt. Die Sprachwissenschaft ist nur ein Teil dieser allgemeinen Wissenschaft, die Gesetze, welche die Semiotik entdecken wird, werden auf die Sprachwissenschaft anwendbar sein, und diese Letztere wird auf diese Weise zu einem ganz bestimmten Gebiet in der Gesamtheit der menschlichen Verhältnisse gehören.» Ich hätte gern, dass Fabrice Luchini uns diese Passage einmal vorliest, mit Betonung, wie er das so gut kann, damit jedermann ihren Sinn oder doch wenigstens ihre Schönheit erfasst. Diese geniale Eingebung, die seinen Zeitgenossen nahezu unverständlich war (das Seminar fand 1906 statt), hat ein Jahrhundert später nichts von ihrer Wucht, aber auch nichts von ihrer Dunkelheit eingebüßt. Zahlreiche Semiotiker haben seither versucht, klarere und differenziertere Definitionen zu liefern, aber sie haben sich gegenseitig widersprochen (teils ohne es selber zu bemerken), Verwirrung gestiftet und letztlich nur (und auch das nicht wirklich) die Liste der Zeichensysteme verlängert, die von der Sprache nicht erfasst werden: die Verkehrsschilder, die internationalen

Schifffahrtszeichen, die Nummerierung der Buslinien und der Hotelzimmer, sie haben sich darangemacht, die militärischen Ränge und die Gebärdensprache zu vervollständigen ... und das ist schon fast alles.

Etwas dürftig angesichts der ursprünglichen Zielsetzung.

So gesehen ist die Semiotik keineswegs eine Erweiterung der Linguistik, sondern scheint sich eher auf die Erforschung grober Modelle von Ursprachen zu beschränken, die weit weniger komplex und insofern sehr viel beschränkter sind als jede beliebige Sprache.

Aber das kann es ja nicht sein.

Es ist kein Zufall, dass Umberto Eco, der Gelehrte aus Bologna, einer der letzten Semiotiker, sich so häufig auf die bahnbrechenden Erfindungen der Menschheitsgeschichte beruft: auf das Rad, den Löffel, das Buch ..., seiner Auffassung nach vollendete Werkzeuge von unübertrefflichem Wirkungsgrad. Tatsächlich deutet alles darauf hin, dass die Semiotik eine der zentralen Erfindungen der Menschheitsgeschichte ist, eines der schärfsten Instrumente, die der Mensch je geschmiedet hat. Aber wie beim Feuer und bei der Atomkernspaltung weiß man anfangs nicht, wozu das gut ist und wie man sich seiner bedient.

3

Keineswegs ist er in der nächsten Viertelstunde gestorben. Roland Barthes liegt im Rinnstein, regungslos, nur ein heiseres Röcheln kommt aus seinem Leib, und während er bewusstlos wird, wobei seinen Geist vielleicht wirbelnde Haikus, Racine'sche Alexandriner und Pascal'sche Pensées durchzucken, hört er – das ist wohl das Letzte, was er hört, sagt er sich (sagt er sich, ganz sicher) – hört er die Schreie eines Mannes, der völlig außer sich ist: «Err hat sich mirr vorr die Räder geworrfen! Err hat sich mirr vorr die Räder geworrfen.» Woher kommt dieser Akzent? Um ihn herum haben sich, nach dem ersten Schreck, Passanten versammelt, beugen sich über das, was bald sein Leichnam sein wird, und geben ihre Meinungen und Einschätzungen ab:

«Wir müssen den Notarzt rufen.»

«Lohnt nicht, er hat's hinter sich.»

«Err hat sich mirr vorr die Räder geworrfen, Sie sind Zeuge!»

«Der ist übel zugerichtet.»

«Der arme Mann ...»

«Wo gibt's hier eine Telefonzelle? Hat jemand Münzen?»

«Ich hatte keine Chance zu brremsen!»

«Rührt ihn nicht an, wir müssen auf den Notarzt warten.»

«Auf keinen Fall ihn umdrehen.»

«Ich bin Arzt. Er lebt noch.»

«Wir müssen seine Familie verständigen.»

«Der arme Mann.»

«Ich kenne ihn!»

«War es Selbstmord?»

«Wir müssten seine Blutgruppe feststellen.»

«Ein Stammgast. Jeden Morgen trinkt er sein Glas Wein bei mir.»

«Er wird nicht mehr kommen.»

«Ist er betrunken?»

«Er riecht nach Alkohol.»

«Einen kleinen Weißwein am Tresen, jeden Morgen, seit Jahren.»

«So kriegen wir seine Blutgruppe nicht raus.»

«Err hat die Straße überquerrt und nicht aufgepasst.»

«Der Fahrer hat sein Fahrzeug jederzeit unter Kontrolle zu haben, so steht es im Gesetz.»

«Ganz ruhig, Alter, Sie sind doch gut versichert.»

«Das geht auf den Schadenfreiheitsrabatt.»

«Rührt ihn nicht an!»

«Ich bin Arzt!»

«Ich auch.»

«Dann kümmern Sie sich um ihn. Ich gehe Hilfe holen.»

«Ich muss die Warre auslieferrn ...»

Die Mehrzahl der Weltsprachen verwenden das apico-alveolare R, auch Zungen-R genannt, im Gegensatz zum Französischen, das seit ungefähr dreihundert Jahren das dorso-velare R angenommen hat. Weder im Deutschen noch im Englischen wird das R gerollt. Italienisch und spanisch klingt es auch nicht. Portugiesisch vielleicht? Ein bisschen guttural klingt es wohl, aber die Aussprache ist nicht nasal und singend genug, im Gegenteil, es klingt ziemlich monoton, sodass sich die Modulationen der Panik nur schwer erkennen lassen.

Vielleicht ist es Russisch.

[...]